

Ferdinand hält eine Festrede

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 50

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-494154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ferdinand hält eine Festrede

Von Kaspar Freuler

Am 22. des Monats erhielt Ferdinand einen mit 20 Rappen Strafporto belasteten Brief. Frau Ferdinand wollte ihn nicht annehmen, da sie etwas Schockierendes dahinter vermutete; Ferdinand hingegen war anderer Meinung, und da er bis zum Maximum von 10 Franken Kompetenz besaß, so wurde der Brief geöffnet.

Er enthielt nicht mehr und nicht weniger als eine freundliche Einladung an Ferdinands, am 15. des folgenden Monats einer Hochzeitsfeier beizuwohnen. Er kratzte sich nachdenklich das Kinn. Sie ihrerseits sagte nur: «Ich werde dir ein weißes Hemd kaufen und eine silbergraue Krawatte –.» Damit war die Sache auch schon entschieden.

Am Nachmittag war Frau Ferdinand weg. Wegen eines Stöffleins, erklärte sie abends. «Es gibt jetzt so nette Stöfflein!» Ferdinand rührte in der Teetasse; er wußte, daß ein Mann nichts von Stöfflein versteht, und wenn doch, so nicht das richtige. Er schrieb nach dem Nachtessen, man freue sich, usw. Soweit das Vorspiel.

Anderntags war sie wieder weg, wegen eines andern Stöffleins. Am dritten Tag, als Ferdinand vom Büro nachhause kam, fand er auf dem Küchentisch ein Zettelchen: «Bin rasch nach Zürich. Die Ravioli in der Büchse 20 Minuten in heißes Wasser, den Oeffner hab ich im Pressant nicht gefunden, liegt vielleicht hinter dem Büffet. Siehe Gebrauchsanweisung! – Gruß!»

Ferdinand fand den Oeffner nicht, las die Gebrauchsanweisung und ging dann in ein Restaurant.

Am Abend brachte Frau Ferdinand ein Dutzend blauer Knöpfe aus der großen Stadt, akkurat so, wie sie im Schaufenster nebenan zu sehen waren. «Nein, eben nicht! sie sind eine Nüance heller im blöö!» Ihm schienen es dieselben blauen Knöpfe zu sein. Aber item.

Dann telefonierte der an der Hochzeit als Schwiegervater amtierende gute Freund, fragte nach dem Wohlergehen und den Geschäften und meinte zuletzt noch so nebensächlich: «Und dann natürlich – ich meine, du weißt ja was der Brauch ist – das liegt dir ja – ganz einfach – du kannst das ja aus dem Ärmel schütteln, nicht wahr?»

Ferdinand ahnte Schlimmes: «Was meinst du denn?» – «So etwas aus dem Stegreif selbstverständlich – einen Prolog

zum Beispiel, eine Art von kleinem Festspiel etwa –?»

Ferdinand hatte vor Jahren einen Prolog gedichtet und mühsam auswendig gelernt – für die Katz zwar, denn der Bräutigam hatte im letzten hellen Augenblick den Finkenstrich genommen.

«Schön! also dann wärmst du dieses Gedicht ein bißchen auf, das merkt kein Mensch! Auf Wiedersehn!»

Da saß also Ferdinand mit seinem alten Prolog! Er begann zu lernen, nach vier Tagen ging es schon fast wie geschmiert. Nach einer Woche telefonierte ihm der Schwiegervater, es hätten sich schon ihrer drei zu einem Prolog angemeldet, darunter ein Fräulein, das man nicht vor den Kopf stoßen dürfe. Er könne ja etwas in Prosa bringen –

Hier übernahm Frau Ferdinand das Telefon: «Selbstverständlich hält er eine Rede, er redet ja gern und laut – und auf den Mund gefallen ist er ja nicht!» Erledigt.

Es gab eine kurze Szene. «Man würde meinen, so eine Rede wäre eine furchtbare Kunst! So Reden halten sie doch im Nationalrat täglich zu Dutzenden, und viel dümmer als diese Herren wirst du wohl auch nicht sein, oder? Schau einmal im Lexikon unter «Liebe» nach. Dann hast du das Thema schon zur Hälfte –»

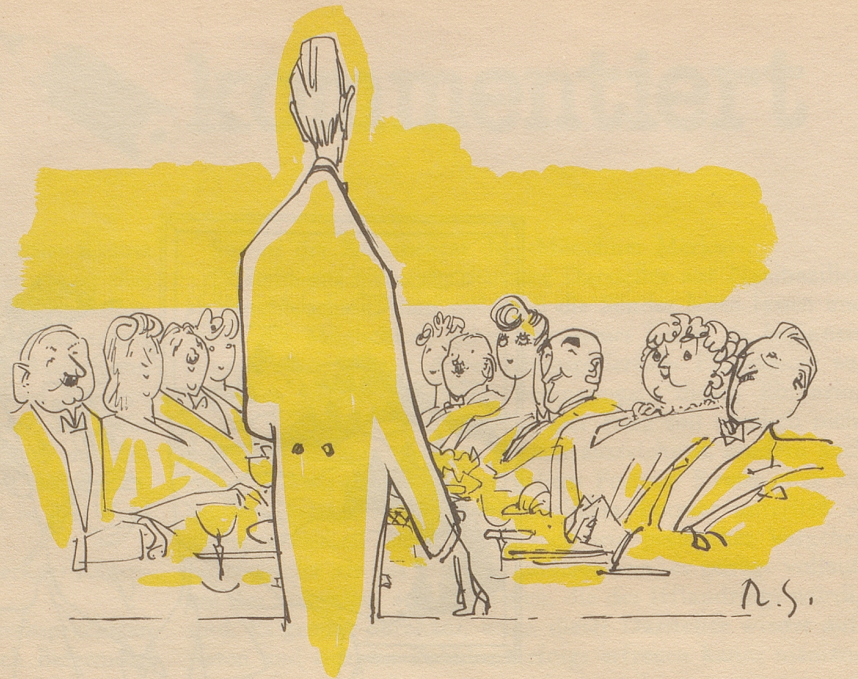
Ferdinand hatte eine glänzende Idee: er durchstöberte seine Bibliothek, las alle möglichen Zitate heraus und notierte sich die Knalleffekte. Daraus würde er nun einen Strauß flechten, eine poetische Perlenkette voller Pointen. Er überlas die Zitate stillzufrieden:

«Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen – Sein oder Nichtsein, das

ist hier die Frage! – Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann! – Das Schlachtroß steigt und die Trompeten blasen! – (die Braut hieß Johanna!) Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder! – Du gehst zum Weibe? vergiß die Peitsche nicht! – Liebe ist der Inbegriff, auf alles andere pfeif ich! – Die Frau wird von den Männern immer wie ein seltener Vogel behandelt, als etwas Seelenvolles, Feines, Wunderliches, das man in einen Käfig sperren muß, damit es nicht davon fliegt! – Schöne Frauen haben keine Zeit, eifersüchtig zu sein; sie sind zusehr damit beschäftigt, andere Frauen eifersüchtig zu machen! –» Zuletzt hatte er noch ein Zitat von Balzac gefunden: «In Sachen Liebe wirkt auf Frauen nichts so beweis kräftig, als wenn der Mann die größten Dummheiten für sie begeht!»

Zitate machen Eindruck und gelten als Bildungsbeweis; ein bißchen Sauce drum herum gab ihm wenig zu tun. Zudem fühlen sich die Zuhörer geschmeichelt, wenn der Redner bei ihnen die Kenntnis von Herodot, Nietzsche, Horaz und Friedrich Schiller voraussetzt! Ferdinand lächelte.

Aber dann kam Frau Ferdinand mit der Frage, warum *sie* eigentlich nichts zu der Feier beitragen dürfe? Ob man ihr keine gesellschaftliche Talente zutraue? Sie spiele doch schließlich auch ganz anständig Klavier und aus diesem Grunde schlage sie vor, Ferdinand möge statt der mühsam zusammengestohlenen (sic!) Zitate doch lieber ein Lied singen oder zwei. Sie werde ihn begleiten und so sei beiden geholfen, und zudem höre eine Hochzeitsgesellschaft lieber Musik als Redeschwalle. «Du singst ja in einem



Doppelquartett, also wird das keine Kunst sein?»

Ferdinand nahm Abschied von der Literaturgeschichte und wandte sich der Musik zu, obschon ein Doppelquartett spürbar von einem Solo abweicht. Er ließ ein paar Töne aufsteigen – knapp vor dem hohen C stoppte er. Man einigte sich nach einigen Kontroversen auf das Lied «Dein ist mein ganzes Herz, und soll es ewig, ehehewihig blä-ä-äibeheh!» Der Text paßte ausgezeichnet, die Melodie war ganz Schubert–Berthé, und das Klavier bot keine unübersteigbaren Schwierigkeiten. Frau Ferdinand saß Tag und Nacht auf dem Klavierstuhl. Alles war bereit.

Das weiße Hemd kam am letzten Vortag; zufällig hatte man statt der Halsnummer die Schuhnummer angegeben. «Das kann passieren – es sitzt dir dann beim Singen grade ein bißchen leschäärer um den Hals – und das übrige wird von der neuen Krawatte zugedeckt!» Ferdinand kam sich etwas nackt vor.

Von jetzt an ging alles wie geölt. Es gab am Fest viel und gut zu essen und zu trinken, und dann stand das Klavier mit offenen Armen bereit für Ferdinand und Frau.

Aber vor Ferdinand trat noch ein junger Herr auf, und eine junge Dame setzte sich an das Instrument. Sie trugen zusammen vor «Dein ist mein ganzes Herz und soll es ehehewihig blä-ä-ä-i-behehen!» Er sang wie ein Herrgöttchen und sie spielte wie die heilige Cäcilia, denn sie waren beide bei der Oper und man hatte sie extra dafür eingeladen.

Ferdinand wurde es schwarz vor den Augen. Frau Ferdinand schluckte unaufhörlich leere Luft.

Dann gab der Schwiegervater strahlend das Wort unserm lieben Ferdinand. Er hustete zweimal, wie das so üblich ist, und dann begann er zu reden. Er redete und redete und sprang von einem Ast auf den andern, von einem Zitat zum andern wie ein Vogel von einem Baum auf den andern und redete weiter ohne aufzuhören. Nach zehn Minuten schob ihm Frau Ferdinand ein Zettelchen neben das Glas: «Um Gottes willen sofort aufhören! Sofort die Schlußpointe!»

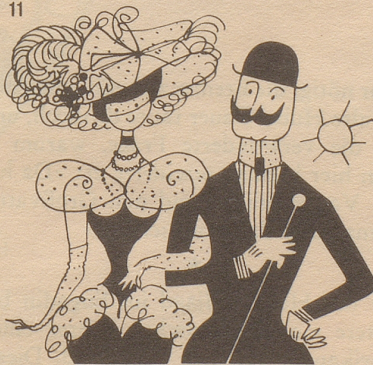
Ferdinand las den Befehl. Lieber Gott, er suchte sie ja schon längst. Er fand sie einfach nicht mehr. Nach zwanzig Minuten schoß er darauf zu wie Tell auf seine Platte: «Und in diesem Sinne, liebes Brautpaar, möge Euch das Leben aufs schönste alle Wünsche erfüllen, die wir Euch heute vor die Füße – respektive auf die Herzen legen!»

Dann setzte er sich bescheiden hin und war sehr froh. Die Gesellschaft war es ebenso, und somit hatten beide Teile keinen Grund, nicht von Herzen weiterzufeiern und sich des Lebens zu freuen.



Fliegender Wilhelm Teller

11



Eiserne, diamantene Hochzeit... und andere Feiertage feiert man nicht nur am feierlichsten, sondern auch am gemütlichsten mit einem **Fondue**. Denn: **Fondue** isch guet und macht gueti Luune!

Das Rezept, wie es am einfachsten gemacht wird, bekommen Sie in jedem Käse-Spezialgeschäft



Zwei Anekdoten

Der Komponist Paul Durand liest in einer Pariser Zeitung die betrübliche Nachricht von seinem Ableben. Er ruft seinen Verleger Beuscher an:

«Hast du das gelesen?»

«Natürlich habe ich es gelesen», erwidert Beuscher. «Und von wo aus telefonierst du mir eigentlich?»

★

Der Dichter Puschkin saß im Theater, als die Schauspielerin Anenkoff auftrat, die er nicht leiden konnte. Seine Nachbarn applaudierten begeistert, und als sie sahen, daß Puschkin keinen Finger rührte, flüsterte der eine dem andern zu: «Der Mensch muß ein Idiot sein.»

Puschkin hatte das gehört und sagte: «Meine Herren, ich bin kein Idiot und habe das bewiesen; ich bin der Dichter Puschkin. Ihre Beleidigung verdiente, daß ich Ihnen ein Paar Ohrfeigen versetze, aber ich tue es nicht, und zwar nur deswegen nicht, weil die Schauspielerin dort oben glauben könnte, ich wolle ihr applaudieren.»

n. o. s.